

FESTREDE

im Namen

der

Georg-Augusts-Universität

zur

Akademischen Preisvertheilung

am IV. Juni MDCCCLIX

gehalten

von

Dr. Ernst Curtius

Professor der classischen Philologie und Archäologie.

Göttingen.

Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei.

(W. Fr. Kaestner.)

Hochverehrte Versammlung!

Das heutige Fest richtet unsern Blick auf die Ziele der Wissenschaft, deren gemeinsamer Dienst das Band ist, welches uns zu einer geistigen Genossenschaft vereinigt. Denn indem die Preise vertheilt und die neuen Aufgaben verkündigt werden, an denen die Jugend ihre Kräfte üben soll, werden auch die Lehrer unwillkürlich an die Aufgaben erinnert, welche sich ein Jeder in seinem Fache für seine Forschung ausgewählt hat. Diese Aufgaben sind aber nur scheinbar der Wahl des Einzelnen anheimgegeben. Denn wie nach dem Sprichworte ein Tag den andern lehrt, so stellt auch ein Tag dem anderen neue Fragen, und die Universitäten sind vorzugsweise berufen, dieselben zum klaren Bewusstsein zu bringen. Für die geschichtliche Forschung giebt es jetzt aber kaum eine Frage von allgemeinerem Interesse, als die nach dem geistigen Zusammenhange unter den Völkern der alten Welt. Denn mit den grossen Entdeckungen auf dem Gebiete ältester Menschengeschichte, welche unserer Zeit vorbehalten waren, ist der Begriff des Alterthums selbst ein wesentlich anderer für uns geworden; wo man sonst von vorne anfangen zu können glaubte, sieht man sich jetzt in der Mitte vielseitiger Beziehungen, welche in frühere Zeiten und ältere Staaten zurückweisen, und der menschliche Geist kann nicht anders, als mit steigender Wissbegierde diesen neu eröffneten Bahnen nachgehen.

Wo sich aber ein ungeahnter Zusammenhang aufschliesst, da ist der erste Eindruck überall kein anderer, als der, dass das Einzelne und Besondere vor dem Gemeinsamen und Uebereinstimmenden zurücktritt. So ist es in der Sprachwissenschaft gegangen, nachdem man den grossen Zusammenhang der Völker-

zungen entdeckt hatte; der Charakter der einzelnen Sprachen schien gänzlich zu verschwinden, bis sich wieder eine neue Richtung geltend machte, welche die Besonderheit der verschiedenen Sprachgruppen und das unterscheidende Gepräge der Einzelsprachen zu ihrem Rechte kommen liess. So wird auch in einem der jüngsten Zweige der Wissenschaft, der vergleichenden Mythologie, nur durch Verbindung beider Richtungen die Wahrheit gefunden werden. Die wichtigsten Fragen, welche hieher gehören, betreffen das griechische Volk, insofern seine Stellung zum früheren Alterthume eine Lebensfrage der allgemeinen Bildungsgeschichte ist, und um ihrer genügenden Beantwortung näher zu kommen, müssen wir vornehmlich einen Grundsatz festhalten, welcher nur zu häufig ausser Acht gelassen wird, den Grundsatz nämlich, dass wir uns die Ausbreitung geistiger Bildung nicht wie einen Strom vorzustellen haben, der mit physischer Nothwendigkeit unaufhaltsam vordringt, sondern unsere Aufgabe vorzüglich darin erkennen, dass wir die besonderen Bedingungen aufspüren, unter denen ein Volk von dem anderen früher oder später, rasch und auf einmal oder mit zögernder Zurückhaltung, die Erfindungen, Künste und Wissenschaften annimmt. Ein deutliches Beispiel giebt die wichtigste aller menschlichen Erfindungen, die Schrift.

Ueber keinen Gegenstand alter Culturgeschichte ist in unserer Zeit soviel neuer Stoff zugetragen worden, und alle früheren Ansichten darüber erweisen sich immer ungenügender, je weiter sich der Ueberblick über das Schriftwesen des Alterthums eröffnet. Bei den Aegyptern finden wir auf Denkmälern, welche dem vierten Jahrtausend vorchristlicher Zeit angehören, Papyrusrolle und Dintenfass unter den gewöhnlichen Geräthen des täglichen Lebens, und nachdem die mit Schrift überschütteten Paläste der alten Königsstädte Asiens zu Tage getreten sind, taucht nun noch aus dem fernsten Dunkel der Zeiten eine wissenschaftliche Litteratur der Babylonier hervor, von welcher jede Kunde spurlos verloren war. Die Griechen selbst schrieben die Einführung der Schrift einstimmig den Phöniziern zu, welche als gewinnsüchtige Handelsleute zu ihnen gekommen sind, aber dennoch unendlich mehr gegeben als genommen haben, indem sie dazu dienen mussten, die Frucht der morgenländischen Bildung als neue Aussaat auf den jungfräulichen Boden Europas auszustreuen. Wenn nun die Griechen mit dem schriftkundigen Morgenlande in so früher und folgenreicher Verbindung gestanden haben, dass sie von dort Mass und Gewicht, See-

fahrt, Sternkunde, Zeitrechnung, Gottesdienste, Künste und Kunstfertigkeiten aller Art sich aneigneten, sollten sie, das lernbegierigste Volk der Welt, die wichtigste aller Erfindungen des Morgenlandes nicht sofort in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und mit besonderem Eifer sich zu eigen gemacht haben? Das scheint unglaublich, und deshalb wird von Vielen ein ausgedehnter Schriftgebrauch schon in die ersten Anfänge der griechischen Cultur gesetzt. Da nun von der richtigen Beurtheilung dieser Streitfrage unsere ganze Vorstellung von der Bildungsgeschichte der Hellenen abhängig ist, so wird es mir vergönnt sein, einige Gesichtspunkte geltend zu machen, welche auf diese wichtige Frage bezüglich sind.

Was bei den orientalischen Völkern zuerst eine umfangreichere Anwendung der Schrift veranlasst hat, wird schwer zu bestimmen sein; eine ihrer frühesten und wichtigsten Anwendungen war aber ohne Zweifel die Aufzeichnung von Gesetzen, welche die unwandelbare Richtschnur des Glaubens und der Volkssitte sein sollten. Hier ist die Aufzeichnung etwas so Wesentliches, dass die Tafeln des Sinai, geschrieben, aus Gottes Hand an Mose gelangen; der oberste Gesetzgeber ist auch Urheber der Schrift, die eingegrabene Schrift ist Gottes Schrift. Aehnliches finden wir bei allen Völkern, deren Religion auf einem Gesetze beruht. Die Aegypter hatten heilige Bücher, die der Gott Thoth geschrieben haben sollte; den Indern galt Brama als Schreiber der Gesetze, die des Manu Namen trugen; die Babylonier hatten ihre heiligen Urkunden, die von Xisuthrus aufgezeichneten, in Sippara, der Schriftstadt, vergraben. Auch die Völker Irans hatten in den geschriebenen Lehren Zarathustras einen festen Kanon ihres religiösen Lebens. Hierin besteht ja aber der wichtigste Unterschied zwischen den Orientalen und den Hellenen, dass diese kein von den Vätern überliefertes Gesetz hatten. Ihr Beruf war es, frei und ledig von jedem Gesetzeszwange, in Geist und Natur den Schöpfer zu suchen und die im Menschen ruhende Gottesidee in Philosophie und Kunst freithätig zu entwickeln. Darum war ihnen die Schrift von Anfang an von geringerer Bedeutung und hatte nicht die religiöse Weihe, wie bei den genannten Völkern. Denn was bei ihnen an geschriebenen Tafeln in den Heiligthümern vorhanden war, diente nur als Mittel, um gewisse Cultusregeln und äusserliche Ordnungen des Gottesdienstes festzustellen, aber nirgends finden wir eine Spur von religiösen Grundgesetzen und Glaubenslehren, welche aus Gottes Hand hervorgegan-

gen sein sollten, und keinen ihrer nationalen Götter verehrten sie als Erfinder der Schrift.

Während die Griechen im religiösen Glauben dem Gewissen der Einzelnen eine unbegränzte Freiheit einräumten, haben sie auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts die Nothwendigkeit gesetzlicher Gebundenheit in vollem Masse empfunden. Hier legten sie den grössten Werth auf eine feste Ueberlieferung; hier also, sollte man denken, wäre die Schrift ihnen besonders willkommen gewesen, um den Rechtsboden zu sichern. Und dennoch hat kein griechischer Staat mit einer Verfassungsurkunde begonnen. Die berühmtesten Verfassungen haben Jahrhunderte lang ohne Schriftgesetz bestanden; denn sie beruhten auf der durch Göttersprueh geheiligten Sitte, welche sich in den Bürgern lebendig darstellen und gleichsam immer neu erzeugen sollte. Darum sollte dies Gesetz nicht als ein äusserliches ihnen gegenüber stehen, sondern in ihnen leben, wie die Stimme ihres eigenen Gewissens. Erst als die freie Sittlichkeit des bürgerlichen Lebens erschüttert und die Harmonie der Staatsgemeinschaft getrübt war, als Parteien sich bildeten und damit Misstrauen und Eifersucht zwischen den verschiedenen Bürgerklassen erwachte, stellte sich das Bedürfniss geschriebener Gesetze ein. Aber auch dann wollte man zunächst keine Grundgesetze der Verfassung, sondern Aufzeichnung von Strafrechten, um der richterlichen Willkür zu steuern. Erst in solchen Staaten, welche sich aus Bürgern verschiedener Herkunft neu bildeten und also kein Erbtheil gemeinsamer Sitte hatten, vornehmlich also in Pflanzstädten, wurde es nöthig ein öffentliches Recht zu gründen, ein Recht, das aus Vergleichung der an verschiedenen Orten geltenden Rechte entstand, also ein Werk künstlicher Zusammensetzung, welches ein innerliches Eigenthum der Bürger nicht sein konnte und ihnen deshalb äusserlich, in geschriebenen Satzungen vor Augen gestellt werden musste. Je verwickelter nun auch im Mutterlande die Lebensverhältnisse wurden, und je mehr sich die alten Bürgergemeinden durch fremden Zuzug zersetzten, um so mehr dehnte sich der Gebrauch geschriebener Gesetzgebungen aus; aber immer blieb im griechischen Volksgeiste eine Stimmung zurück, welche sich gegen die Herrschaft des Buchstabens sträubte, im Gerichtswesen sowohl wie im Verfassungsleben. Was das erstere betrifft, so trugen schon die Geschworenengerichte, wie sie sich in Athen ausgebildet hatten, dazu bei, dass im Ganzen mehr nach dem Geiste der Gesetze als nach

dem Buchstaben entschieden wurde. Die Richter waren nicht dazu da, einen bestimmten Gesetzparagraphen auf den vorliegenden Fall anzuwenden, sondern vielmehr aus ihrem, in der Zucht des Gesetzes gebildeten, Rechtsgefühle zu entscheiden; eine freie und selbständige Thätigkeit wird in Anspruch genommen, und die Kunst wortklauberischer Anwälte hat auf dem attischen Forum niemals einen Boden gefunden. Darin liegt neben dem edlen Streben nach geistiger Auffassung des Rechts auch eine unverkennbare Einseitigkeit und Schwäche. Darum ging den Griechen, so grosse Verdienste sie um die Rechtsbildung sich auch erworben haben, doch die Schärfe juristischer Bildung ab, und niemals haben sie einen Juristenstand gehabt, welcher dem römischen an sittlicher Haltung zu vergleichen und wie dieser im Stande gewesen wäre, in den Zeiten des Verfalls eine Stütze nationaler Gesinnung zu werden.

Auch im öffentlichen Rechte blieb die Abneigung gegen die Autorität schriftlicher Satzung. Die ungeschriebenen Gesetze galten immer als die heiligsten des Staats, und nur durch die Umstände gezwungen, gingen die Gesetzgeber daran, die ungeschriebene Sitte in die schlechtere Münze des geschriebenen Buchstabens umzusetzen, welcher das Herkommen scheinbar befestige, aber zugleich veräusserliche und dadurch unsicherer mache; darum thaten sie Alles, um der Vermehrung der Gesetze vorzubeugen, weil die Bürgschaft, welche sie gewährten, durch jede Neuerung erschüttert würde. Zaleukos selbst, der erste Urheber schriftlicher Gesetze, verglich dieselben mit Spinngeweben, welche Mücken und Fliegen einfangen könnten, von jedem grösseren Thiere aber zerrissen würden. Auch nachdem in den Perserkriegen die griechischen Gesetzesstaaten sich so herrlich bewährt hatten, gab die Philosophie von den verschiedensten Standpunkten aus jener Abneigung, welche die Anhänger alter Volkssitte gegen die geschriebenen Verfassungen hatten, Ausdruck und Begründung. Man fand es widersinnig, die ewig wechselnden Verhältnisse des Lebens unter die Herrschaft des unlebendigen und verallgemeinernden Buchstabens zu stellen; man verglich das Gesetz einem starren, eigensinnigen, der gegebenen Verhältnisse unkundigen Menschen, und verlangte statt seiner Herrschaft die eines vernünftigen Menschen, der mit freiem Willen die Gemeinde lenke und in seiner Person das Gesetz darstelle.

Aristoteles tritt diesen Feinden der Schriftgesetze und ihrem unklaren Eifer mit der einfachen Bemerkung entgegen, dass feste Normen einmal unent-

behrlich seien im Staate und dass es doch zweckmässiger sei, wenn diese nicht in dem Gemüthe eines von Leidenschaften bewegten Menschen, sondern in Gesetzen enthalten wären, welche von allen persönlichen Stimmungen unabhängig sind.

Auch die geschriebenen Gesetze sollen den Bürgern möglichst nahe gebracht und gleichsam zu Gemüthe geführt werden; darum werden sie von der Jugend gelernt; es werden Männer bestellt, welche sie der Gemeinde in musikalischer Weise vortragen, als die persönlichen Vertreter des Gesetzes. Denn auf persönlichem Verkehre beruhte das Gemeinwesen der Griechen. Daher hatten sie eine so entschiedene Abneigung gegen jede Vergrösserung des Gemeinwesens, welche ein persönliches Zusammenwirken aller Bürger unmöglich machte und andere Mittel der Verständigung als das des lebendigen Worts erheischte. Die bürgerliche Gemeinde hat, wie jedes organische Wesen, ihr Mass, das sie nicht überschreiten darf, wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen soll. Wie eine zu kleine Gemeinde der Selbständigkeit entbehrt, die sie haben muss, wenn sie ein eigener Staat sein will, so die zu grosse Stadtgemeinde der Uebersichtlichkeit. Es müssen alle Staatsgenossen einander kennen können, damit die Wahl der Vorstände nicht dem Zufalle anheimfalle; es muss der Feldherr seine Truppen, der Volksredner die Gemeinde kennen, um erfolgreich wirken zu können. Auch darf ja, sagt Aristoteles, indem er sich den Vorstellungen altgriechischer Stadtpolitik auf das Genauste anschliesst, die Bürgerversammlung schon deshalb nicht allzugross sein, weil sonst kein Herold ausfindig gemacht werden könnte, dessen Stimme im Stande wäre, sie zu beherrschen. So wird die Möglichkeit eines mündlichen Verkehrs und einer persönlichen Bekanntschaft zum Massstabe für die Grösse des Staats genommen.

Unter den Wissenschaften hat keine das Bedürfniss schriftlicher Aufzeichnung früher empfunden, als die Arzneiwissenschaft. Hier fühlte man die Nothwendigkeit, eine Menge von Thatsachen zu sammeln, und zugleich die Unmöglichkeit, dieselben ohne äussere Hülfe im Gedächtnisse zu behalten. Gerade hier tritt uns aber der Gegensatz zwischen den Griechen und den Schriftvölkern des Morgenlandes recht deutlich entgegen. Bei den Aegyptern gab es medicinische Systeme von gesetzlicher Autorität, in denen für jede Krankheit eine bestimmte Behandlungsweise vorgezeichnet war, und der Arzt war gebunden, sich darnach zu richten; also auch er war wesentlich ein Schrift-

gelehrter und Gesetzkundiger. Erst wenn er eine bestimmte Zahl von Tagen die vorgezeichnete Kur ohne Erfolg angewendet hatte, durfte er nach eigenem Ermessen verfahren; that er es früher, so geschah es auf seine Gefahr. Die Griechen machten sich auch hier nicht zum Sklaven des Buchstabens, sondern behandelten die Medicin als eine freie Wissenschaft, als eine persönliche Kunst, und die Gegner des Verfassungsstaats konnten sich darauf berufen, dass ein Regieren nach Gesetzesparagraphen eben so unthunlich sei und eben so wenig Vertrauen erwecke, wie ein Heilverfahren nach schriftlichen Regeln; eine Analogie, welche Aristoteles mit vollem Rechte zurückweist, weil bei dem Arzte nicht leicht vorausgesetzt werde, dass sein Verfahren unter dem Einflusse persönlicher Absichten und Stimmungen stehe; bei einem Herrscher sei es aber anders.

Wenn wir so auf dem Gebiete der Religion, des Staatslebens und der Erfahrungswissenschaften bei den Griechen eine unverkennbare Abneigung gegen eine ausgedehntere Anwendung der Schrift und jede Autorität derselben finden, so kann es noch weniger überraschen, wenn wir dasselbe auf dem Gebiete der freisten, geistigen Thätigkeit, des künstlerischen Schaffens wahrnehmen. Diese Thatsache ist, weil sie den Schlüssel zum Verständnisse der griechischen Litteratur giebt, am gründlichsten besprochen; sie ist für Alle, die sehen wollen, auf das Klarste erwiesen. Was aber gegen die Annahme, dass grosse Heldengesänge ohne Schrift entstehen und ohne Schrift Jahrhunderte lang im Munde des Volkes sich erhalten können, an Bedenklichkeiten laut geworden ist, das wird durch die zahlreichen und unzweifelhaften Analogieen anderer Litteraturen, welche nach und nach bekannt geworden sind, immer vollständiger beseitigt. Es handelt sich hier aber nicht allein um das homerische Epos, sondern alle Dichtung der Hellenen hat, wie sie aus der Liebe zu Gespräch und Gesang hervorgegangen ist, diesen Charakter persönlicher Mittheilung immer behalten. Alle Lieder, alle Dramen waren gemacht, um unter persönlicher Betheiligung des Dichters dem hörenden Volke vorgetragen zu werden; Pindar schickt, wenn er nicht selbst die jugendlichen Chöre einüben kann, seinen Preisgesang nicht als todte Schrift über das Meer, sondern sein Sangmeister überbringt ihn, als ein lebendiger Briefstab der Musen. Selbst der älteren Geschichtschreibung wird ja der Vorwurf gemacht, dass man ihr das Streben, ein hörendes Publikum zu fesseln, zu sehr anmerke. Herodots Erzählungen wurden von Schau-

spielern vorgetragen, und selbst die gedankenschweren Gedichte der Philosophen, wie Empedokles und Xenophanes, lebten im Munde von Rhapsoden.

Wir, die wir von Kindheit auf an das Lesen gewöhnt sind, übersetzen mit unbewusster Fertigkeit den tonlosen Buchstaben in die Laute der Sprache und erwecken das todte Wort zu neuem Leben, wie der Musikkenner beim Lesen einer Partitur die Harmonieen hört und der Naturforscher in der getrockneten Pflanze die auf dem Felde blühende vor Augen hat. Aber drängt es nicht auch uns, solche Dichterworte, die uns besonders ergreifen, selbst wenn wir allein sind, laut zu sprechen, und erkennen wir nicht dadurch an, dass das stumme Lesen nur ein Nothbehelf ist? Fühlen nicht auch wir die volle Wirkung eines Dichterwerks erst dann, wenn es uns als ein Ganzes vorgetragen wird, wenn wir nicht, wie bei dem Lesen geschieht, am Einzelnen prüfend verweilen oder verwandten Gedankenverbindungen nachgehen, sondern, von der lebendigen Kraft des Wortes fortgezogen, uns dem Eindrucke des Ganzen völlig hingeben? Je lebhafter ein Mensch für Poesie empfindet, um so höher steht ihm ohne Zweifel das lebendige Wort, um so leichter wird er sich den Standpunkt der Griechen zu eigen machen, bei denen die Kunst nicht ein äusserlicher Schmuck, sondern ein so wesentliches Element des Lebens war, dass sie ihr ein Mass von Ernst, von Kraft und Zeit zuwendeten, wovon wir uns kaum einen Begriff machen können. Bei uns ist es ja ein Vorzug höherer Bildung nnd Wohlhabenheit, an den Genüssen, welche die Kunst darbietet, Theil nehmen zu können; bei den Griechen war sie es, welche das religiöse Bewusstsein des Volks trug und leitete, welche den Festen bürgerlicher Gemeinschaft Weihe und Bedeutung gab und die Menschen durch alle Lebensverhältnisse begleitete. Wie viel weniger konnten sich die Griechen an dem Nothbehelfe der Schrift genügen lassen!

Und dann, wie viel mehr ging den Hellenen verloren, wenn ihnen ein Dichterwerk geschrieben vorlag, als uns, da sich die moderne Poesie von den verschwisterten Künsten immer mehr abgelöst hat! Die Meisterwerke unserer Dichter sind keiner wirkungsvolleren Reproduction fähig, als dass sie, mit vollem Verständnisse gesprochen, an unser Ohr gelangen, und wie selten haben die darstellenden Künstler ein solches Mass von Anlage und Bildung, um unsern Ansprüchen zu genügen! Die neuere Kunst ist geistiger; ihr Genuss ist von allen äusseren Mitteln unabhängiger, aber freilich auch beschränkter und

unvollständiger. Die griechische Poesie konnte als geschriebenes Wort gar nicht gewürdigt werden. Lied und Gesang waren Eins; der Rhythmus, der mit dem Inhalte zusammenhing wie Leib und Seele, konnte in seiner reichen Mannigfaltigkeit, dem Ausdrucke wogender Empfindung, ohne künstlerischen Vortrag nicht verstanden werden; der Tanz trat dazu, um die innere Bewegung plastisch darzustellen; die edelsten Kunstwerke kamen in festlicher Gemeinschaft zur Aufführung, wodurch die begeisternde Wirkung vollendet wurde.

Etwas Anderes ist es freilich mit den Werken, welche nicht auf künstlerischen Vortrag berechnet und nicht an die versammelte Bürgergemeinde gerichtet sind, sondern an den Einzelnen, welchen sie belehren wollen; sie setzen einen ausgedehnten Schriftgebrauch und ein lesendes Publikum voraus. Aber wie spät hat sich auch die prosaische Litteratur bei den Griechen entwickelt, wie langsam entfernte sie sich von dem Charakter der poetischen Darstellung! Selbst die Philosophie, welche doch mehr als alle anderen Wissenschaften in das Bewusstsein des Einzelnen einzudringen sucht und sich ihrer Natur nach von der Oeffentlichkeit zurückzieht, wie lange sträubte sie sich dagegen, Schriftweisheit zn werden! Das fühlen wir vor Allen Platon an, in welchem der hellenische Sinn für den Genuss nnd den Segen des geistigen Austausches seinen höchsten Ausdruck erhalten hat. Sorgfältig prüft er die Wirkung des geschriebenen und des mündlichen Worts und findet doch nur in diesem die wahre Kraft zur Erweckung und Leitung wahrheitsuchender Gemüther. Die Schrift gilt ihm nur als Erinnerungszeichen, nicht als die eigentliche Trägerin der Weisheit, wie es die Rede ist, welche unmittelbar in das Gemüth des Empfänglichen niedergeschrieben wird und keinem Missverständnisse ausgesetzt ist; das Wort verliert seine elektrische Kraft, so wie der Zusammenhang zerrissen wird zwischen ihm und der Menschenseele, in welcher es mit dem Gedanken zugleich geboren ist. Darum sind auch die letzten Wahrheiten von Platons Lehre nur in mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt worden, wie in den Gesetzgebungen die höchsten Satzungen die ungeschriebenen waren. In dem aber, was Platon geschrieben hat, weiss er den Charakter schriftlicher Mittheilung so viel wie möglich zurücktreten zu lassen, den Lehrvortrag in Gespräch und das todte Wort in das lebendige umzuwandeln. So sehr endlich auch Platon die schriftlichen Vermächtnisse älterer Philosophen zu schätzen wusste und so mancherlei er selbst aus Bücherrollen gelernt hat, so hält er

doch an dem Grundsatze der Hellenen fest, dass der weise sei, der von Natur viel wisse, und begründet ihn durch seine Lehre, dass alles Wissen eine Erinnerung sei, ein Sich-Besinnen auf die ewigen Wahrheiten, welche unbewusst in der Brust des Menschen ruhen.

Gewiss haben auch die Hellenen die Bedeutung der Schrift erkannt und die Macht zu würdigen gewusst, welche dem menschlichen Geiste aus ihr erwächst. Sie haben dieselbe zur Erhaltung ihrer geistigen Schätze auf das Erfolgreichste benutzt; dem bibliothekarischen Eifer der Pisistratiden verdanken wir ja unseren Homer und Hesiod. Mit ihrem künstlerischen Sinne haben die Athener auch das Schriftwesen aufgefasst und fortgebildet, und die herrliche Grösse ihres Staates bezeugen neben dem Parthenon die zahllosen Marmorsteine, welche die Schätze der Stadtgöttin, den Schoss der Bundesgenossen, den Bestand der Land- und Seemacht aufrechnen, und frühzeitig hat man begonnen, einzelne Thatsachen, die dem Gedächtnisse leicht entschwinden, wie die Namen der Könige, der Priester, der Sieger in den Festspielen aufzuzeichnen. Aber gerade in diesem Punkte, wo die Schrift das Gedächtniss der Geschichte stützt, ist doch ihre Bedeutung von den Griechen auffallend vernachlässigt worden, wenn wir vergleichen, was in dieser Beziehung namentlich die Aegypter geleistet haben. Es fehlte den Griechen der nüchterne Sinn, welchen das Interesse für chronologische Geschichte voraussetzt. Sie fassten die Menschengeschichte zu sehr von sittlichen Gesichtspunkten auf; sie suchten in ihr zu sehr Belehrung und Erhebung des Gemüthes, um die einfache Treue historischer Berichterstattung würdigen zu können. Darum waren sie in der Aufbewahrung und Benutzung geschichtlicher Urkunden nachlässig, und ihre Geschichtschreiber haben nur in der Zeitgeschichte Grosses geleistet. Je mehr die nationale Sitte in Verfall gerieth, um so mehr nahm die Bedeutung des Schriftwesens zu; je mehr Gesetze in Stein geschrieben wurden, um so weniger lebten sie im Geiste der Bürger, um so verworrener wurde ihr Rechtsbewusstsein. Als Bürgerkrieg und Parteiwesen die Harmonie zerstörten, deren die Kunst zu ihrem Gedeihen bedarf, und die Sophistik den Glauben der Väter erschütterte, da begann in Athen die Lese- und Bücherwuth, welche Aristophanes bespöttelt; da begann eine Litteratur für gebildete Leser und damit ging die nationale Dichtung zu Grunde. Wie lange sich aber aus alter Sitte eine Geringschätzung des Schriftwesens erhielt, geht schon daraus hervor, dass

man den Beruf dessen, der sich vorzugsweise mit Schreiben zu befassen hatte, als einen sehr niedrigen ansah; selbst die Aufsicht über das Staatsarchiv übertrug man einem öffentlichen Sklaven, und während sonst die von aussen eingebürgerten Erfindungen ihren ausländischen Charakter ganz verloren, behielten die Buchstaben lange Zeit den Namen der phönikischen Zeichen.

Wenn man jetzt mehr als je den einzelnen Völkern der Geschichte in Sprache und Sitte ihre Eigenthümlichkeit abzulauschen sucht, so wird man nicht umhin können, in dem Widerstreben gegen das Schriftwesen einen charakteristischen Zug des griechischen Volks zu erkennen. So wird es erklärlich, wie schon in den homerischen Gedichten die Kenntniss einer Zeichenschrift erwähnt wird und doch Jahrhunderte vergehen, bis der Zeitpunkt eintritt, wo der Schriftgebrauch eine solche Ausdehnung gewinnt, um in das geistige Leben des Volks einzugreifen. Denn je wichtiger eine Erfindung ist für die gesammte Volksentwickelung, um so weniger ist ihre Annahme ein bloss äusserlicher Akt, und je mehr eine Nation zu einer selbständigen Cultur den Beruf empfangen und den Anfang gemacht hat, um so mehr weiss sie das Fremde zur rechten Zeit aufzunehmen und in sich zu verarbeiten, während Völker, die wenig Eigenes haben, im Ganzen und Grossen die fremde Cultur annehmen und in dieselbe aufgehen.

Wir betrachten die Griechen als die ersten Urheber einer grossen und allseitigen Litteratur, welche für die späteren Völker eine vorbildliche geworden ist. Die Bedeutung derselben beruht aber wesentlich darauf, dass sie so lange von jedem Einflusse der Schrift frei geblieben, dass sie so spät erst im strengen Sinne des Worts eine Litteratur geworden ist. Wir loben nicht, wenn wir von Jemand sagen, er spreche wie ein Buch; wir rühmen vielmehr ein Buch, dessen Sprache uns wie eine volksthümliche Rede anspricht. Darin giebt sich unsere Abneigung gegen die Schriftsprache zu erkennen. Was wir so nennen, wird aber dadurch hervorgebracht, dass die Sprache durch die Schrift ein Gegenstand des Nachdenkens wird, dass sie die Unmittelbarkeit und Unbefangenheit, die Wärme des frisch aus dem Geiste Geborenen verliert. Es bildet sich leicht etwas Unnatürliches und Frostiges, und es bedarf genialer Naturen, eines Luther, eines Lessing und Göthe, um die Schriftsprache von ihrem Stelzengange zur Natur zurückzuführen und den Boden des Volksthums wieder zu gewinnen. Von diesen Nachtheilen blieb die Kunst der Griechen unberührt,

sie blieb lange Zeit frisch und naturwüchsig und erhielt sich die Anmuth des volksthümlichen Klanges. Wie sehr unterscheidet sich dadurch die hellenische Dichtersprache von der lateinischen, und wie bald erkennt man in Griechenland selbst die Einwirkung des überhand nehmenden Schriftgebrauchs! Was Plato gelang, ist keinem Zweiten gelungen; Isokrates und seinen Schülern merkte man schon an, dass sie bei dem Schreiben an das Schreiben dachten.

Auch für die Einheit eines Volks und den ungestörten Zusammenhang aller Staatsangehörigen ist es nicht gleichgültig, ob die Sprache früher oder später unter den Einfluss der Schrift kommt. Denn das Lesen wie das Schreiben isolirt den Menschen; wer viel in Büchern lebt, läuft Gefahr, sich den Anschauungen und Sitten seiner Mitbürger zu entfremden; durch die bequeme Gelegenheit, welche sich ihm darbietet, sich nach eigenem Belieben zu belehren, wird er gegen den höheren Reiz lebendiger Wechselrede abgestumpft und selbst ungelenk im mündlichen Verkehre. Darum trennt die Schrift die zusammenwohnenden Menschen, während sie die durch Zeit und Raum getrennten vereinigt. Die Gebildeten sondern sich vom grossen Haufen; es entstehen allmählich zwei Klassen von Menschen, welche sich im Denken und Sprechen gegenseitig immer unverständlicher werden. Eine solche Spaltung widersprach aber durchaus dem Sinne der Alten, namentlich der Athener, und wir begreifen, wie sehr die späte Entwickelung des Schriftwesens dazu beitragen musste, nicht nur Sprache und Dichtkunst der Hellenen volksthümlich zu erhalten, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft die Einheit und Gleichheit zu bewahren, worauf das Gedeihen der alten Republiken beruhte. Diejenigen Vortheile aber, welche die Schrift für die Ausbildung der Sprache gewährt, indem sie zu einem tieferen Verständnisse ihres Organismus und zu einer vollkommeneren Benutzung derselben anleitet, waren für die Griechen unwesentlicher, weil sie vermöge ihrer natürlichen Anlage auch ohne Nachhülfe der Schrift zu einer vollkommenen Beherrschung ihrer Sprache gelangt waren.

Wort und Schrift, das sind auch jetzt noch die beiden Angelpunkte aller geistigen Bildung, und jene von den Rhetoren des Alterthums viel behandelte Frage, ob Schrift oder Wort zu geistiger Mittheilung vorzüglicher sei, würde uns noch mehr als sie in Verlegenheit setzen, wenn wir gezwungen wären, nach einer Seite die Entscheidung zu geben.

Haben wir die Liebe zu dem lebendigen Worte und die treue Pflege desselben als etwas erkannt, wodurch die Griechen sich von den älteren Völkern, von den Schriftvölkern des Morgenlandes unterscheiden, so stehen wir mit unsrer Bildung gewissermassen zwischen Griechen und Orientalen, oder vielmehr über dem Gegensatze, den sie bilden. Unsere Religion und Sitte beruht auf einer Schrift, welche wir als eine heilige Urkunde und als eine Norm unseres sittlichen Lebens anerkennen. Sie giebt uns zugleich den Standpunkt für die Beurtheilung der ganzen Menschengeschichte, indem sie alle wahrhaftigen Offenbarungen Gottes an die Menschen, also die ganze Geschichte des von Gott geleiteten Gottesbewusstseins der vorchristlichen Menschheit umfasst. Um sie bewegt sich die seit Beginn unsrer Aera verflossene Menschengeschichte, weil das Schicksal der Völker wesentlich davon abhängt, ob sie diese Schrift und wie sie dieselbe angenommen haben. Sie öffnet uns endlich auch den Blick in den noch unvollendeten Theil der Geschichte und bestimmt unsere Ansicht von dem Endziele derselben. Also sind wir nicht wie die Griechen darauf angewiesen, in uns und um uns zu suchen nach dem lebendigen Gott und durch eigene Forschung unsrer Bestimmung bewusst zu werden, sondern wir haben die Ueberlieferung festzuhalten, wir haben das Gegebene uns anzueignen, wir sind gebunden wie die Schrift- und Gesetzesvölker des Morgenlandes. Indessen lehrt uns dieselbe Schrift, dass der Buchstabe tödte, aber der Geist lebendig mache; sie berechtigt und fordert die volle Anwendung aller geistigen Kräfte; sie will, dass ihr Inhalt in lebendigem Worte und fortschreitender Erkenntniss sich immer neu erzeuge und immer neue Gestalt gewinne; sie will also, dass gesetzliche Gebundenheit und hellenische Freiheit in uns sich versöhne; denn nur aus dieser Versöhnung kann die wahre Befriedigung des Geistes erwachsen, nach der wir Alle ringen.

Neben den heiligen Schriften steht das litterarische Vermächtniss von Jahrtausenden, und über diesem Erbe, dessen Besitz wir immer vollständiger anzutreten suchen, wuchert von Jahr zu Jahr eine neue Litteratur, welche, je mehr das Wissen sich verallgemeinert, desto mehr in das Unermessliche anwächst, um das, was seit den Anfängen der Wissenschaft über göttliche und über menschliche Dinge gedacht und beobachtet worden ist, in jeder Form und Fassung dem lebenden Geschlechte darzubieten. So kommt es, dass immer entschiedener die Meinung laut wird, es verliere das Wort mehr und mehr

seine Bedeutung; es könne sich die Jugend schneller und vollständiger aus Büchern belehren, es würden die Hörsäle durch die Bibliotheken überflüssig. Einer solchen Ansicht gegenüber müssen wir immer wieder zu den Hellenen zurückkehren und eine einseitige Ueberschätzung des geschriebenen Worts mit allem Ernste bekämpfen.

Die wahre Wissenschaft soll Erkenntniss und Weisheit werden; diese bilden aber den innerlichsten Besitz des Menschen; denn sie gehen in sein sittliches Bewusstsein über und geben seiner ganzen Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge. Durch persönliche Berührung kann deshalb allein die richtige Vorstellung von dem gewonnen werden, was die Wissenschaft uns sein soll; darum wird die persönliche Lehrweise immer die segensreichere und wirkungsvollere bleiben, weil sie einen bedeutenderen sittlichen Einfluss gestattet, während ein Lernen ohne diesen Einfluss leicht zu dem Glauben verleitet, dass die Wissenschaft etwas sei, das wie eine Marktwaare von Hand zu Hand gehen könne, ohne dass die Person des Menschen dabei betheiligt sei. Bevorzugte Naturen können ungestraft besondere Wege gehen; der natürliche Weg heilsamer Einwirkung wird immer der bleiben, dass, wie die Bedeutung der Religion uns in einem frommen Manne und die der Kunst in einem geborenen Künstler am lebendigsten vor Augen tritt, so auch das Wesen der Wissenschaft in einem wahren Gelehrten erkannt werde. Je massenhafter aber die Litteratur anwächst, um so mehr wird es eine Kunst, diese Masse des Stoffs mit klarem Blicke zu beherrschen, und wenn diese Kunst mitgetheilt werden kann, so geschieht es durch persönliches Beispiel.

Ferner giebt es ja in allen Wissenschaften schwebende Fragen, welche die Gemüther in Spannung halten und selbst die Leidenschaften aufregen. Wer den Gang der Wissenschaft kennt, weiss wie gering die Hoffnung ist, dass durch fortgesetzte Arbeit der Forscher und Schriftsteller auch nur in den wichtigsten Punkten eine Uebereinstimmung derer, die auf Urtheil Anspruch machen, erzielt werde. Je mehr man den Stoff geistig zu durchdringen sucht, um so weiter pflegen die Auffassungen nach der Verschiedenheit der Individualität auseinander zu gehen. Kein gewissenhafter Lehrer kann seine Auffassung als die unbedingt wahre geltend machen; aber der Hörer kann in ungleich vollkommenerer Weise als der Leser von der Ueberzeugung durchdrungen werden, dass es dem Lehrer um die Wahrheit ein heiliger Ernst sei, und

indem dieser Eindruck sich ihm einprägt und ihn zu gleichem Ernste anfeuert, empfängt er dadurch eine bessere Gabe, als wenn er eine Reihe fertiger Resultate nach Hanse trägt. Wohl bezeugt sich anch in Büchern das geistige Gepräge eines Mannes, aber wie die Persönlichkeit in ihnen zurücktritt, so auch der Charakter. Jede mündliche Lehre ist eine That, welche wir persönlich vertreten; sie ist nicht dem Missverständnisse und dem Missbrauche ausgesetzt, wie das gedruckte Wort, dessen Wirkung wir nicht berechnen können, das so häufig ohne das volle Bewusstsein sittlicher Verantwortlichkeit in die Welt hinausgeschickt wird nnd, wie alle ferntreffenden Waffen, oft den Feigen dem Tapferen gleichstellt. Je mehr also die Wissenschaft ein Theil unserer Persönlichkeit ist, je mehr es dahin kommt, dass nach dem Grundsatze der Alten Tugend und Erkenntniss nur die verschiedenen Seiten der echten Bildung sind, um so mehr wird die schriftliche Mittheilung an Kraft und Segen hinter der mündlichen zurückstehen.

Wie nahe diese Betrachtungen unsern akademischen Beruf betreffen, leuchtet ein. Sie sind aber nicht bestimmt, ängstliche Gemüther über die Zukunft unserer Universitäten zn beruhigen; sie sollen auch nicht bloss an die Jugend gerichtet sein, um sie vor der Täuschung zu bewahren, dass im Bücherlesen ein Ersatz für das Hören zu finden wäre, sondern sie enthalten ganz besonders für die Lehrer der Wissenschaft eine Aufforderung vom höchsten Ernste. Ihre Sache ist es, das lebendige Wort in vollen Ehren zu erhalten, den durch nichts zu ersetzenden Segen desselben kräftig zu erweisen, mit ihrer ganzen Persönlichkeit für ihre Wissenschaft einzutreten und, was sie geben, aus dem Schatze eigener Lebenserfahrung darzureichen. Als ein Vorbild unseres Berufs haben wir die Hellenen, welche den Schriftvölkern der älteren Zeit gegenüber das freie Wort zu voller Geltung gebracht haben. Sie lehren nns, was lehren sei, und Platons Akademie bleibt ewig das Vorbild jedes akademischen Unterrichts. Denn so Vieles auch jetzt anders sein muss, seit sich das menschliche Wissen in eine Menge von Fachkenntnissen gespalten hat, und das Umfassen des Ganzen, das Erfassen der einen Wissenschaft, immer mehr ein fast übermenschliches Geistesvermögen erfordert, so können und sollen wir doch die Hauptsache festhalten, dass nämlich die Rede des Lehrers eine Seelenleitung werde, dass das lebendige Wort den Geist des Jünglings lebendig mache und ihm zeige, wie er inmitten der zerstreuenden Masse äusserer Eindrücke

die innere Sammlung sich bewahre und den festen Kern einer Persönlichkeit, die nichts annimmt, ohne es sich wahrhaft anzueignen, und die aus allen Zweifeln, Kämpfen und Anstrengungen immer geläuterter und gesünder hervorgeht. So wird mehr und mehr alles Wissen in Können, alles Lernen in Erkennen, alle Schulweisheit in Lebensweisheit sich verwandeln. Wenn wir in dieser Auffassung unsers Berufs einer Meinung sind, so wird auch der heutige Festtag unserer Universität dazu beitragen, das Gefühl treuer Gemeinschaft und fester Uebereinstimmung im Denken und Handeln, in Lehre und Wissenschaft zum Heile der Georgia Augusta unter uns zu erhöhen.

Ueber den von der theologischen Facultät gegebenen Predigttext Joh. 1, 45—51 sind vier Predigten eingereicht worden.

Die erste mit dem Motto Joh. 20, 31 ist sorgfältig disponirt und mit viel Fleiss ausgearbeitet. Aber der Verf. hat in der Wahl des Thema das Eigenthümliche des Textes nicht genugsam gewürdigt, daher sich auch die Ausführung, obwohl sie viel Gutes enthält, zu sehr im Kreise von allgemeinen Gedanken bewegt. Ebenso lässt der Verf. den Unterschied zwischen dem A. und N. T. zum Schaden für die praktische Anwendung zurücktreten. Sprache und Behandlung der Gedanken hat etwas Steifes.

Die zweite Predigt mit dem Motto Eph. 2, 21 hat die Eigenthümlichkeit von Nathanaels Wesen klar erfasst und schildert die Bewegungen seines Innern mit Innigkeit und lebendiger Intuition. Aber die Grundgedanken der Disposition sind nicht in gehöriger Weise entwickelt und die praktischen Beziehungen ohne Grund auf die gottesdienstliche Seite im Leben der Christen beschränkt. Auch ist der Verf. in der eingehenderen Entfaltung des Textes bald ermattet, so dass Wichtiges nur flüchtig berührt ist. Die Sprache ist fliessend, aber nicht sorgfältig genug. Offenbar hätte der Verf. bei den schönen Gaben, welche seine Arbeit verräth, Besseres leisten können, wenn er seine Aufgabe mit mehr Energie verfolgt hätte.

Die dritte Predigt mit dem Motto Mrc. 9, 24 hat die Erzählung des

Textes gut als ein Vorbild, zur Jüngerschaft Jesu zu kommen, aufgefasst und die Hauptgesichtspunkte unter Anschluss an den Gang der Geschichte in entsprechender Ordnung dargelegt, obwohl die Fassung der Theile besser gewählt seyn könnte. Die Predigt ist gedankenreich und enthält auch manche feinere Bemerkungen. In das Seelenleben Nathanaels ist der Verf. mit Verständniss und warmem Gefühl eingegangen und hat die wesentlichen Momente für die Erbauung der Gemeinde wohl benutzt. Am wenigsten befriedigt die doktrinär gehaltene Einleitung. Die Darstellung hat durch ihre Einfachheit etwas Wohlthuendes; doch ist die Diktion zum Theil unbehülflich.

Die vierte Predigt mit dem Motto 1 Cor. 8, 3 hat ein ziemlich reiches Bild von der Geschichte des Textes entworfen und mit Wärme die erbaulichen Seiten hervorgehoben. Aber es fehlt an einem klaren Ziele für die Entwicklung der in dem weiten Thema: „Jesus und Nathanael" beschlossenen Gedanken, wesshalb Wichtiges nur übergangsweise behandelt und bei der Anwendung Wesentliches unberücksichtigt gelassen worden ist. Namentlich macht sich jener Mangel im ersten Theil fühlbar, welcher gänzlich verfehlt ist. Die Darstellung ist lebendig, aber wie bei den andern Predigten ist auch bei dieser zu rügen, dass zu wenig Sorgfalt auf die Form derselben verwendet ist.

Die Facultät hat beschlossen, der Predigt I. mit dem Motto Joh. 20, 31 wegen des darauf verwandten Fleisses eine lobende Anerkennung öffentlich auszusprechen, und der Predigt III. mit dem Motto Mrc. 9, 24, deren Abhaltung zwar wegen Mangels an Frische und Freiheit des Vortrags Einiges zu wünschen übrig liess, die Hälfte des Königlichen Preises zuzuerkennen.

Nach eröffnetem Zettel ergab sich als Verfasser der Predigt III.

RUDOLF WOLTMANN stud. theol. aus Wittingen.

Was die wissenschaftliche Aufgabe betrifft, so ist zu lebhaftem Bedauern der Facultät eine Bearbeitung derselben nicht eingegangen.

Bei der juristischen und der medicinischen Facultät sind keine Arbeiten eingegangen; auch ist die im vorigen Jahre aufgegebene botanische Preisaufgabe unbeantwortet geblieben.

Zur Lösung der von der philosophischen Facultät gestellten philologischen, des Plinius Naturgeschichte betreffenden, Preisaufgabe ist eine Arbeit eingegan-

gen, bezeichnet mit dem Motto: *εἴσομαι αἴ κε τύχωμι.* Die in einfacher, sachgemässer Sprache, die nur ab und an der Nachhülfe bedarf, geschriebene Abhandlung hätte, um der Aufgabe völlig zu entsprechen, erstens die Frage, ob Plinius selbst sein Werk vollständig herausgegeben, ferner die, wie der Text der Naturgeschichte bei den ältesten Benutzern derselben, als Gellius, Solinus, Isidor, den Scholiasten des Germanicus u. s. w., erscheine, nicht ganz übersehen dürfen: zweitens hätte der Verfasser den Abschnitt über die ältern Recensionen des Werkes — c. 1, §. 17 — sorgfältiger arbeiten, ferner die orthographica weiter ausführen und schlagendere Beispiele wählen, endlich seine eignen Textesänderungen wenigstens ab und an genauer begründen müssen. Da aber die Facultät der Ansicht ist, dass der Verfasser diesen Mängeln werde in genügender Weise abhelfen können, indem derselbe in der vorliegenden Arbeit eine überraschend genaue Kenntniss des in vieler Beziehung so schwierigen Werks des Plinius dargelegt, ferner einen ausserordentlichen Fleiss im Sammeln des Materials so wie grosse Gewandtheit in Sichtung und Behandlung des Gesammelten, auch überall Selbständigkeit des Urtheils und consequente Anwendung tüchtiger Methode, endlich eine erfreuliche Bekanntschaft mit der lateinischen Literatur im Ganzen und ihrer Behandlung in neuerer Zeit bewiesen hat — so hat sie keinen Anstand nehmen können, dieser Arbeit den Preis zuzuerkennen.

Der eröffnete Zettel nennt als Verfasser

ALBERT FELS stud. philol. aus Gandersheim.

Die neuen Preisaufgaben, deren Lösung vor Ende März 1860 in die Hände der Decane gelangen müssen, sind folgende:

Die theologische Facultät stellt für die wissenschaftliche Arbeit das Thema auf:

Librorum ecclesiae Lutheranae symbolicorum de sacrae scripturae ambitu et partibus, origine divina atque auctoritate normativa et iudiciali doctrina, quae vel disertis verbis in iis expressa est, vel argumentis et exemplis e libris sacris petitis tanquam fundamentum subiacet, accurate exponatur, comparatis Lutheri et Melanchthonis his de rebus sententiis in privatis eorum scriptis obviis.

Ausserdem wird in Folge besonderer Genehmigung des hohen Curatoriums die im vorigen Jahre gestellte Preisaufgabe erneuert; sie lautet:

Libertas Christiana quo fonte derivata sit, quibus contineatur finibus et quanti sit in singulorum Christianorum vita et in universa ecclesia momenti, doceatur.

Als Text für die Predigt wird bestimmt:

Joh. 15, 14—16

und zugleich in Erinnerung gebracht, dass eine Disposition mit einzuhändigen sei.

Die juristische Facultät stellt die Aufgabe:

Quae edictis regum Longobardorum nuper a comite Baudi a Vesme in genuinam formam restitutis continentur, in artis formam, quod vulgo systema dicitur, redigantur.

Die medicinische Facultät:

Mutationes quae in parenchymate tunicae oculi humani et animalium inflammatione efficiuntur, microscopice investigentur.

Die philosophische Facultät stellt zwei Aufgaben, eine philologische:

Ordo philosophorum postulat, ut qua ratione T. Livi annalibus usi sint historici Latini atque Graeci accurate describatur, et quid inde in Livi textu quem dicunt constituendo repeti possit, dilucide exponatur diligentique singulorum locorum tractatione quam uberrime illustretur.

Und eine ausserordentliche, botanische:

Quaeritur, quomodo glandulae Cruciferarum hypogynae ad genera dignoscenda adhiberi possint.

Zum Schlusse der Feier sei es mir vergönnt, den ernsten Gefühlen, die uns gerade an diesem Jahresfeste bewegen, mit wenig Worten Ausdruck zu geben.

Was unseren nächsten Kreis betrifft, so vermissen wir mit frischem Schmerze einen Mann, den wir mit Stolz den unsrigen nannten, den wir zu Grabe geleiten mussten, nachdem er nur wenig Jahre unserer Universität gegönnt war, welcher er die reichen Gaben seines tiefsinnigen Geistes mit ganzer Hingebung widmete, der Jugend ein leuchtendes Vorbild, seinen Amtsgenossen der liebenswürdigste Freund. Er ist aus unserer Mitte geschieden um dieselbe Zeit, da

Humboldts Ange sich schloss, dem wir es verdanken, dass Dirichlet in unser Vaterland zurückgeführt und für die deutschen Universitäten gewonnen worden ist.

Auch von Humboldt dürfen wir sagen, dass er uns angehört hat; als Schüler von Blumenbach, Heyne und Heeren hat er hier seinen Blick über Natur- und Menschengeschichte ausbreiten gelernt und bis an sein Ende ist er der Georgia Augusta mit treuer Gesinnung zugethan geblieben. Wie ein guter Genius hat er lange Jahre alle höheren Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst überwacht und gepflegt, und durch seine eigenen bewunderungswürdigen Arbeiten mehr, als ein Anderer vor ihm, zum Ruhme deutscher Gelehrsamkeit beigetragen. Sein theures und ehrwürdiges Bild müssen wir darum in unsern Kreisen um so treuer bewahren, je schneller in dem anwachsenden Sturme der Zeiten der milde Eindruck seines Lebens und Wirkens der Menge verloren gehen wird. Auf ihn können wir mit vollem Rechte des Euripides Worte anwenden, welche man in Athen auf Anaxagoras deutete:

Glückselig der Mann,
So der Forschung Gebiet durchwandelt und nicht
An verderblichem Zwist Theil hat, der nie
Unrechtes gewollt.
Sein Blick schaut still in der ew'gen Natur
Nie alternde Ordnung; er prüft, wie sie ward
Und wodurch sie entstand.
Ja, solchem Gemüth kann nimmer der Keim
Unlauterer Thaten entspriessen!

Aber auch zu besonderem Danke fühlen wir uns heute verpflichtet, dafür, dass wir in diesem Jahre, an dessen erstem Tage schon die böse Saat des Unfriedens ausgestreut worden ist, bis hieher noch ungestört unserem Berufe haben leben dürfen. Jene Saat ist üppig aufgegangen und Jeder von uns fühlt, wie bald diese Ruhe, der wir uns heute noch erfreuen, für lange Zeit gestört werden kann. Aber wir sind weit entfernt, diese Ruhe zu überschätzen. Denn je theurer uns die Güter des Friedens sind, die wir hier in der Mitte des deutschen Vaterlandes zu pflegen berufen sind, um so theurer ist uns das Vaterland selbst, dem wir diese Güter verdanken, welche unzertrennlich sind von seiner Würde und Macht. Wohl hat man in alten und neuen Zeiten gemeint,

dass ein stilles, beschauliches Leben gleichgültig und unmännlich mache. Die Geschichte der deutschen Universitäten hat dies nie bewährt. Die Wissenschaft erhöht und läutert die Liebe zum Vaterlande; sie fügt zur Tapferkeit des Gemüths die Tugend der Besonnenheit, und was Perikles von den Athenern sagt, dass sie die Weisheit liebten ohne Verweichlichung, das soll auch von uns gesagt werden, damit unsere Universität nicht bloss eine Schule der Gelehrsamkeit werde, sondern auch eine Pflanzstätte bürgerlicher Tugend und hingebender Vaterlandsliebe. Dazu gebe Gott seinen Segen, er behüte unsere Universität und ihren durchlauchtigsten Rektor, unsern gnädigen König und Herrn so wie das königliche Haus, er segne und behüte unser ganzes Vaterland!

